

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 83 (1957)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Das Jahr von J bis D  
**Autor:** Wollenberger, Werner / Stäuble, Eduard / Steger, H.U.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-496368>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

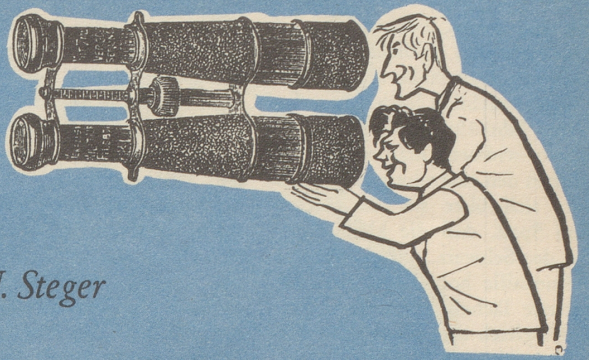
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Das Jahr von J bis D



Eine Cabareportage des Jahres 1956

von Werner Wollenberger, Eduard Stäuble und H. U. Steger

Januar

## Es fing so harmlos an...

Das Jahr des Heiles eintausendneunhundertfünfzig und sechs begann weder an einem Freitag noch an einem Dreizehnten, sondern ganz natürlich und normal mit dem ersten Januar 1956. Nichts deutete darauf hin, daß es ein besonders aufregendes, besonders ereignisreiches und besonders verwirrtes Jahr werden könne. Man wünschte sich in seinen ersten Tagen fleißig ein gutes Neues, und hinter der abgegriffenen Floskel verbarg sich der heiße Wunsch, daß weder im Westen noch im Osten besonders viel Neues passiert...

Es fing auch wirklich alles ganz harmlos an. Der Geist von Genf war noch relativ lebendig, und so hatte man das Gefühl, es müßte im neuen Jahre eigentlich alles mit einem Koexistenzminimum an Aufregungen, Sorgen und Widerwärtigkeiten abgehen...

Natürlich gab es ein paar Dinge, die man nicht unbedingt gerne sah. Zum Beispiel die Wahlergebnisse in Frankreich. Da war es nun also Monsieur Poujade tatsächlich ge-

lungen, ein halbes Hundert seiner Gesinnungslosigkeits-Genossen in das Parlament zu bugsieren. Wochenlang zuvor war der französische Westentaschen-Hitler durch das Land gezogen und hatte Gedanken von sich gegeben, die in sehr umgekehrtem Verhältnis zur Größe seiner Klappe standen. Sein Programm bestand darin, kein Schlachtruf lautete: «Wir sind dafür, dagegen zu sein!» Gegen was? Nun, eben gegen alles, was kleine Leute mit kleinem Horizont ärgert. Die Regierung. Die Steuern. Die Juden. Vor allem die letzteren. Gelernt ist gelernt, und Poujadolf war während der deutschen Besetzung zweifellos ein aufgeweckter und wissensbegieriger Schüler gewesen...

Natürlich lachten viele über die Klosettpapier-Parolen des großwahn sinnigen Papierhändlers. Leider hatten sie anlässlich ihrer Gelächter nicht daran gedacht, daß die Dummheit auch in Frankreich eine Krankheit mit epidemischem Charakter ist. Deshalb hatte der kleine hellbraune Schreihals mit seinen Methoden auch Erfolg, und deshalb waren die Lacher schließlich etwas betroffen. Nicht allzu sehr indessen. Man war schließlich von Frankreich bereits allerhand gewohnt. Wenigstens auf dem Ge-

biete des politischen Masochismus. Und aus diesem Grunde nahm man selbst den Sieg des Monsieur Poujade nicht allzu tragisch...

Nein, es fing wirklich alles ganz harmlos an...

Obwohl es außer in Frankreich auch noch anderswo Ungutes zu registrieren gab. Etwa in Ander-

nach. – Nun, das ist ein kleines und mit etlichem Recht unbekanntes Städtchen in Deutschland. Ueber Nacht bekam sein Name Klang. Leider war es keiner, der in irgendwelcher Verbindung zum Mozartjahre stand. Im Gegenteil, die Töne, die aus Andernach drangen, waren nicht moztartisch heiter, sondern militärisch heiser. So heiser wie Kommandos auf Kasernenhöfen zu sein pflegen. Der Trost, daß es sich bei den jungen Deutschen, die da nun wieder durch die Gegend stiefelten, um Freiwillige handelte, war leider nur gering. Im Bundestag zu Bonn unterhielten sich die parlamentarischen Vertreter der Herren Wirtschaftswunderkinder bereits über die allgemeine Wehrpflicht. Wer die Debatten verfolgte, konnte sich einer leichten Gänsehaut nicht erwehren. Deutsche Soldaten? Knappe elf Jahre nach der großen Katastrophe schon wieder deutsche Soldaten? Gut, es mußte wohl so

sein, aber ein angenehmer Gedanke waren selbst demokratisierte Preussen nicht...

Weshalb man den Gedanken zur Seite schob. So wie man zu Beginn dieses Jahres und noch eine ganze Weile nachher Unangenehmes unter den Tisch wischte. Man wollte nichts davon hören. Man wollte nichts davon wissen. Man wollte Ruhe. Man wollte Frieden. Man wollte Sorglosigkeit. Und wurde deshalb eben langsam aber sicher sorglos...

Herr Bulganin und Herr Chruschtschow wußten um den westlichen Wunsch nach einem Leben in Frieden und taten deshalb alles, den Westen mit dem Rauche ihrer Friedenspfeifen einzunebeln. Sie reisten in den Orient, lächelten bis ihnen beinahe die Zähne aus den Köpfen fielen, küßten wehrlose Kinder am laufenden Band und benahmen sich ganz so wie die guten Geister aus dem Märchenbuche. Daß es sich bei ihren Erzählungen aus Tausend-und-einer-Nacht um ausgesprochen grimmige Märchen handelte, sah man erst später. Vorerst glaubte man den getarnten Gebrüdern Ungrimm ihre Sehnsucht nach Frieden und Neh-Ruh. (Bitte tausendmal den Kalauer zu entschuldigen!) Und man glaubte ihnen, weil man ihnen glauben wollte und weil man dachte, daß in Rußland

Sultan Gasolin

Der versteinerte Prinz

Ali Barbar

Der Geist in aus der Flasche

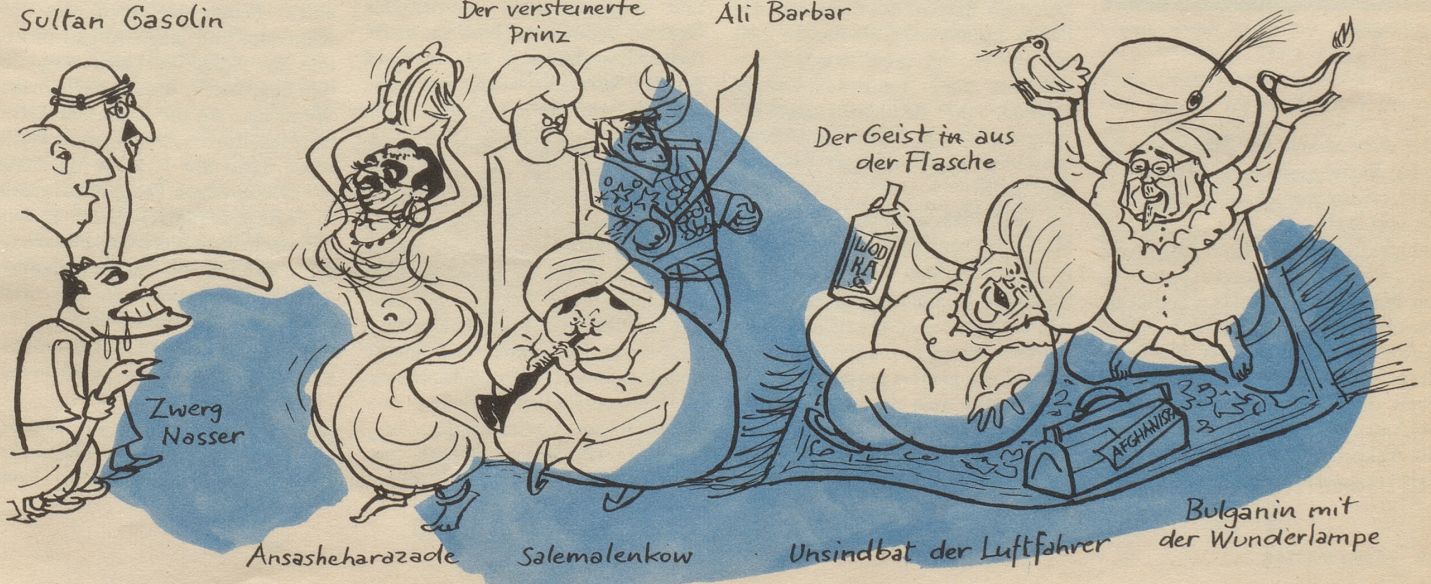
Zwerg Nasser

Ansasheharazade

Salemalenkow

Unsindbat der Luftfahrer

Bulganin mit der Wunderlampe





nach Marxismus, Leninismus und Stalinismus nun endlich der Tourismus begonnen habe ...

Es fing tatsächlich höchst harmlos an, das Jahr 1956.

Und so widmete man sich denn nun eben den Harmlosigkeiten und freute sich über sie. Es machte einem Spaß, daß die kleine Colliard der Schweiz in Cortina eine Goldmedaille holte, und man bewunderte lächelnd den Toni Sailer, der gleich drei Exemplare dieser Auszeichnung kassierte. Uebrigens beendigte er von diesem goldigen Tag an kein einziges Rennen mehr unter den ersten zehn Läufern. Siegerehrungen haben eben ihre Tücken. Außerdem lernte der schöne Toni die Romy Schneider kennen, welche bei uns nicht so bekannt ist, weil sie einer der bekanntesten deutschen Filmstars ist.

Weil wir gerade bei Schauspielerinnen sind: In Paris wurde eine der ganz Großen des alten, gleichen Beinerleis müde und verzichtete darauf, die Komödie der unverlierbaren Jugend weiterzuspielen: Mistinguett ...

Während diese alte Dame in Paris starb, wurde in Zürich eine andere alte Dame aus der Taufe gehoben. Sie stammte von Friedrich Dürrenmatt und kam in einem Stücke vor, das sich «Der Besuch der alten Dame» nannte. Nach der Premiere stritten sich die Leute darüber, ob es nun ein gutes oder ein starkes Stück gewesen sei.

Es war zweifellos beides, und die Folgen blieben deshalb auch nicht aus. Doch darüber lesen Sie erst in der Rubrik Aprilscherze ...

Was sich sonst noch alles tat? – Oh, wirklich nicht besonders viel.

Man sprach von Mozart. Man sprach von Masern. Man sprach vom neuen Citroën-Modell. Man sprach vom Wetter. Man sprach von zu wenig Schnee in den Bergen. Man sprach von Gina Lollobrigida und davon, daß sie nächstens nach Zürich komme und wie sich Stadtpräsident Landolt wohl verhalten werde. Ablehnend wie bei Chaplin oder positiv wie eigentlich sonst immer, wenn es Gäste zu begrüßen und ein Bankett zu absolvieren gilt? Man sprach weiter von Rock and Roll, man sprach von steigenden oder fallenden Preisen, von den bevorstehenden Ausverkäufen und von Schaggi Streulis neuem Hörspiel «Oberstadtgaß».

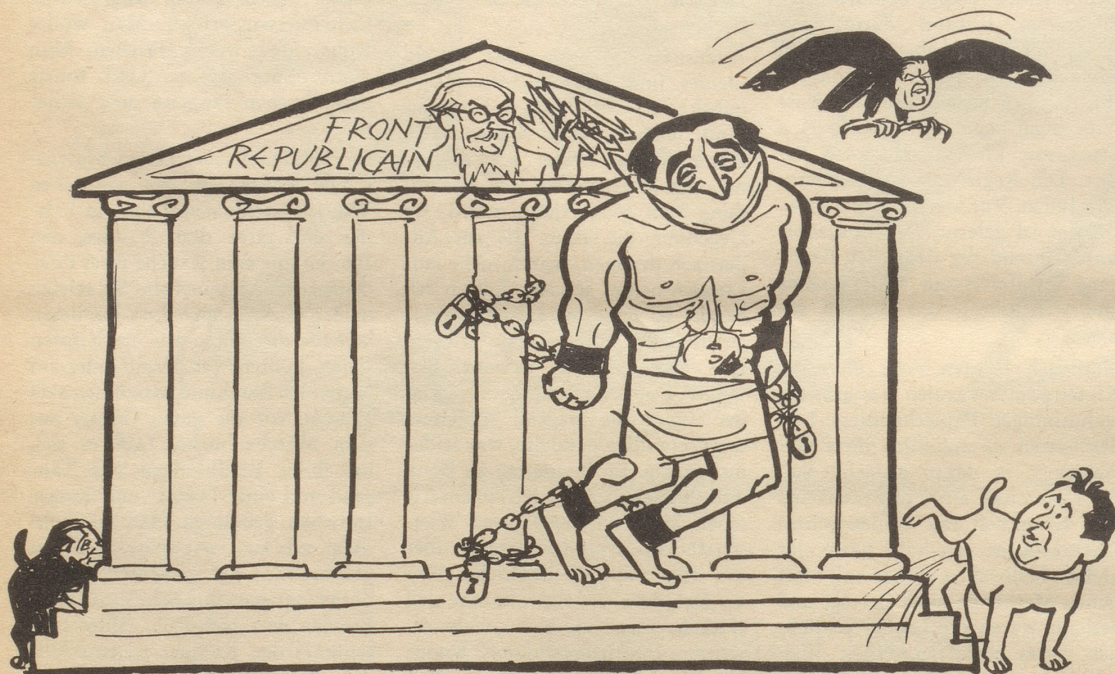
Es fing also wirklich alles ganz harmlos an ... Ganz harmlos.

hätten die vielleicht gemerkt, daß Fragen des Exportes auf Gegenseitigkeit beruhen und herausgefunden, daß man in der Schweiz immerhin ein paar Artikel aus Amerika einführt, die nicht unbedingt lebensnotwendig sind. Ich könnte schwören, daß man in einem deutschen oder französischen Auto genau so gut fährt wie in einem amerikanischen. Und selbst Coca-Cola und Kaugummi gehören nicht ausgesprochen zu den unersetzlichen Gütern dieses Lebens. So wenig wie viele und durch keine größeren Zollgebühren belasteten Filme aus Hollywood ...

Eingeheizt wurde aber auch im Ausland.

Hervorragendes leisteten auf diesem Gebiete die Algerier. Sie taten so ziemlich alles, den Franzosen die Hölle heiß und ihren angestammten Boden zu heiß zu machen. Wobei zu bemerken wäre, daß ihr Spiel mit dem Feuer die Folge eines ziemlich verbotenen Spieles der Franzosen war. Herr Lacoste ließ zwar keine Gelegenheit aus, zu betonen, daß Frankreich nur an einer pazifistischen Lösung der Algerien-Frage interessiert sei. Ich weiß nicht, aber entweder haben sie in Frankreich ihre eigene Auffassung von Pazifismus oder Herr Lacoste leidet unter Sehstörungen. Die Mittel, die Frankreich zur Befriedung Algeriens anzuwenden begann, hatten mit Pazifismus nur ganz entfernt zu tun. Mit Humanismus übrigens auch. Und mit Sozialismus desgleichen. Eher schon mit Nationalismus. Um nicht zu sagen mit Nationalsozialismus ... Monsieur Mendès-France, früherer Sachverständiger in der Frage der Beilegung von Aufständen in pazifistischer Manier, sah dem Treiben seines Nachfolgers Mollet zähneknirschend zu. Er glich einem gewissen Prometheus, von dem die Sage geht, daß er den Göttern das Feuer gestohlen und auf die Erde gebracht habe. Zur Strafe für diese Tat wurde er an einen Felsen im Kaukasus geschmiedet und jeden Abend pickte ihm ein Adler die Leber weg, die ihm über Nacht wieder nachwuchs. Wenn man an die Stelle der Leber eine ständig nachwachsende Galle setzt, dann hat P. M. F. durchaus etwas von einem Prometheus made in France. Ohnmächtig sah er dem ohnmächtigen Werk zu, ohnmächtig mußte er die Anrempelungen des kleinen, keineswegs stubenreinen Kötters Poulou verfolgen, ohnmächtig das bißchen Aufbauarbeit, das er für sein Land getan hatte, zerfallen sehen ...

Die Tatsache, daß im Westen allenthalben dieserart eingeheizt wurde, ließ die Herren im Osten



Februar

## Temperatur fallend ....

Der erste Monat des Jahres war in jeder Beziehung lau gewesen. Der zweite war es nicht mehr.

Er war kalt.

Sehr kalt sogar. So kalt, daß einem sein eigenes Gesicht vorkam wie ein Nadelkissen, in das ständig jemand sticht. So kalt, daß selbst Autos ohne Kühlerwasser wie Säuglinge wimmerten und um keinen Preis der Welt mehr ansprangen. So kalt, daß die Heizungsrohre im Akkord platzten und die Versicherungsgesellschaften schlotter-

ten, weil sie nun auf einmal Geld auszuzahlen statt nur immer zu kassieren hatten. So kalt, daß die lieben Hündchen beinahe an den Hausecken anfroren, wenn sie – der Sitte dieses reinlichen Landes folgend – ihre Bedürfnisse dort erledigten, wo es ihnen und ihren Besitzern und sonst gar niemandem paßt.

So kalt, daß einfach in großem Maßstabe eingeheizt werden mußte. Wozu es denn auch kam.

Zunächst heizte die «Weltwoche» den Leuten, die unsere neuen Goldmünzen entworfen, ausgeführt und in Verkehr gesetzt hatten, ein. Mit Recht, muß man sagen, mit Recht! Denn was sie da auf die runden Scheiben gedruckt hatten, das war im besten Falle Scheibenkleister.

Es konnte nicht nur zimmerlichen Aestheten, sondern auch großen und wenig sensiblen Hunden das Gruseln beibringen. Nun ja, es ist nicht alles glänzend, was in Gold gepreßt wird. So wenig wie manches, das von Bern kommt ...

Um Geld und Gold ging es auch bei einer Sache, in der die Amerikaner wieder einmal unserer Uhrenindustrie einheizten. Also, ich bin weder an einer Uhrenfabrik beteiligt noch an einem sonstigen Etablissement dieser Art, aber ich habe das Gefühl, hier geschah Unrecht. Und zwar für einmal und höchst unüblicherweise den Schweizern. Die schweizerischen Uhrenkammersänger hätten vielleicht doch besser dem Bundesrat Uhren geschenkt statt Eisenhower. Dann





nicht ruhen. Kein Auge taten sie mehr zu. In langen, bangen Nächten ohne Schlaf zerbrachen sie sich die roten Köpfe, wie sie es wohl fertigbrachten, auch auf dem Gebiete des Einheizens dominierend zu sein. Endlich hatten sie die erlösende Idee. Endlich fanden sie, was zu tun sei. Es muß an dieser Stelle gesagt werden, daß die ganze Sache Herrn Chruschtschow einfiel. Weiterhin wäre zu betonen, daß er damit immerhin Zivilcourage bewies. Natürlich nur die Zivilcourage eines Verrückten, der weiß, daß er sich als Diktator nur dann halten kann, wenn er den vorhergehenden Diktator einen

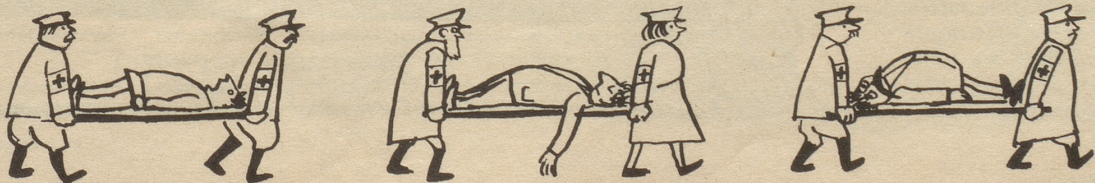
Diktator schimpft, ohne zu bedenken, daß der Diktator, der ihm folgt, ihn einen Diktator nennen wird. Das ist viel weniger kompliziert, als es im Augenblick klingt ...

Was aber tat Herr Chruschtschow? Er heizte jemandem ein, der das Einheizen eigentlich gar nicht mehr notwendig gehabt hätte, denn dort wo er jetzt ist, dürfte es ganz nett heiß sein. Sie sehen, ich spreche von Stalin. Dem bereitete Freundschaften Nikita knapp zwei Jahre nach der ersten lauten eine zweite, noch lautere Bestattung. In einem langen Rechenschaftsbericht erzählte er, wer und wie Genosse

Josef eigentlich gewesen sei und um was für einen himmeltraurigen Schnauz es sich bei ihm eigentlich gehandelt habe. Die Ausdrücke, die er seinem ehemaligen Boß widmete, zeugten von einem selbst für Kommunisten erschreckenden Mangel an Pietät, und die Art, mit denen er Details aus dem Leben des Dahingegangenen zitierte, war ausgesprochen unfein. Er nannte ihn einen Wahnsinnigen, einen Verbrecher und einen Mörder. Auch vergaß er nicht, kleine Eigenheiten des einst so Gefeierten zu beschreiben. Zum Beispiel erwähnte er, daß Stalin als Oberbefehlshaber der russischen Armee sämtliche

taktischen Operationen mit Hilfe eines alten Schulatanten vorgenommen habe und daß er gegen Ende seines Lebens von einem krankhaften Mißtrauen gegen seine Umgebung gewesen sei. Ich muß sagen, wenn in meiner Umgebung Herr Molotow, Herr Bulganin und Herr Chruschtschow herumschwirrten, könnte ich mich eines gewissen Mißtrauens auch nicht erwehren ...

Die Enthüllungen des etwas verspätet tapferen Chruschtschow schlugen vor den Delegierten des Parteikongresses mit unvorstellbarer Wucht ein. Für einige war es sogar mehr, als sie ertragen konnten. Als







Parteigrößen von Natur aus zart besaitet und besonders sensibel, traf sie die Aufzählung der Stalin-Verbrechen besonders hart, und sie konnten deshalb nicht umhin, in Ohnmacht zu fallen, worauf sie weggetragen wurden (siehe Funkbild Seite 15 unten). Dieses Ereignis wurde in der «Prawda» besonders vermerkt, was ich nicht begreife, denn schließlich sind ohnmächtige Genossen doch nichts besonders Seltenes ...

Anschließend an diesen Chruschtschow-Bericht setzte die ganz große Entstalinisierungsaktion ein. Stalin-Straßen, Stalin-Alleen, Stalin-Universitäten und Stalin-Fabriken bekamen eilends andere, wenn auch nicht besonders viel schönere Namen. Stalin-Denkmäler wurden aus dem Verkehr gezogen, und Stalin-Bilder wurden allenthalben abgehängt. In diesem Zusammenhang soll eine Episode, die sich im Parteilokal einer Vorstadt von Dresden, Ostdeutschland, abspielte, nicht unerwähnt bleiben. In dieses Lokal trat eines unschönen Tages ein Funktionär des Komitees zur Entfernung von Stalin-Bildnissen, sah, daß an der Wand die Bilder von Chruschtschow, Bulganin und Stalin hingen, deutete darauf und schrie wütend: «Häng den Halunken ab!» Worauf der diensttuende Volkspolizist fragte: «Welchen?» Und mehr wäre über die ganze Entstalinisierung ja doch wohl auch nicht zu sagen ...

Uebrigens: Was an der ganzen Einheizerei des Monats Februar paradox war, das war dieses: Je mehr die Großen dieser Erde einheizten und schürten, desto mehr froren die Kleinen ...

## März

### Blühender Unsinn...

Im schönen Monat März pflegt a) der Huflattich, b) die Anemone, c) das Leberblümchen, d) das Leberfleckchen und e) ganz allgemein neues Leben aus den Ruinen des Winters zu blühen.

Im März des Jahres 1956 blühten uns hingegen noch einige weitere, allerdings wesentlich unschönere Dinge.

Beginnen wir mit den kleinsten Unannehmlichkeiten, sprechen wir zunächst vom kleinblütigen Stumpf- und Unsinn blühender Natur.

Da wäre also der Höhepunkt des Rummels um Minou Drouet zu verzeichnen. Die kleine Minou, die ein französischer Verleger entdeckt hatte, wurde im zarten Alter von sechs Jahren in die Gesellschaft der französischen Autoren aufgenommen, weil sie es mit diesen aufgenommen hatte. Unter strenger Aufsicht schrieb sie eines ihrer Gedichte, die eine Mischung von Neo-Expressionismus und bejammernswerter Fröhreife sind. Soviel ich mich erinnere, kamen höchst poetische Ausdrücke darin vor. Etwa: Neonröhren, die in meinem Blute singen. Cocktail-Gläser der Begehrlichkeit. Eisblumenhaftes Alleinsein. Und so Ähnliches ... Also, es klang wirklich sehr dichterisch.

Auch wenn alles nur ein Wunder der Dressur war, mußte man über die Kleine erstaunt sein. Wobei ich nicht verhehlen möchte, daß das Erstaunen über das Wunderkind Hand in Hand mit dem Erschrecken über seine erwachsenen Dompteure ging. Ich jedenfalls huldige der Ansicht, kleine Kinder sollten lieber mit Puppen als mit den Musen spielen. Mittelmäßige Gedichte können sie auch noch später schreiben. So groß ist die Nachfrage nach Zweitklass-Literatur auch nicht. Ich meine bei dem Angebot ... (N.B. Das geht auch gegen ausländische Autoren!)

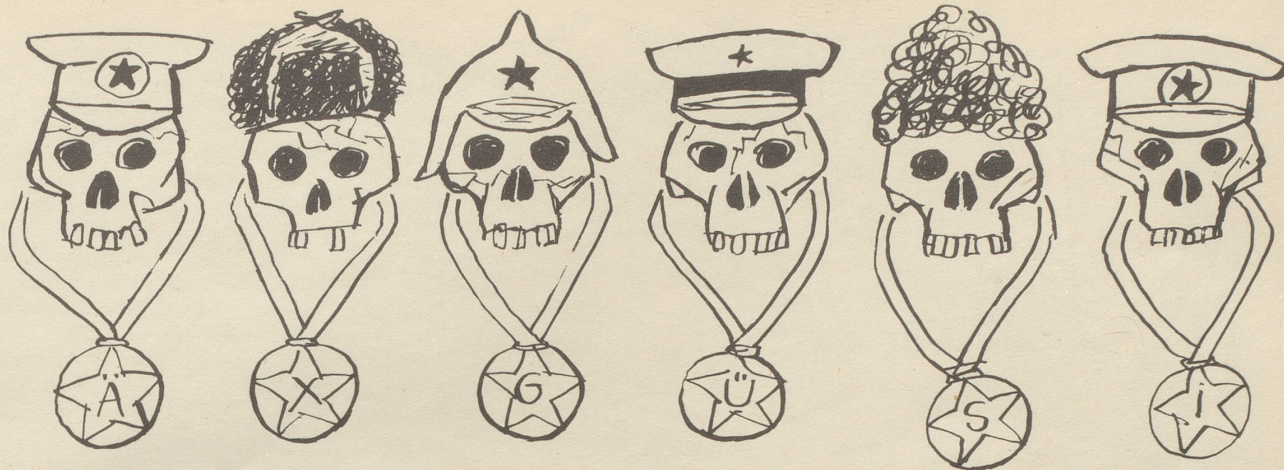
Etwas größer blühender Unsinn gedieh in Amerika. Dort hatte ein hypnotisch begabter Geschäftsmann eine Dame kennen gelernt, der plötzlich einfiel, daß sie schon einmal gelebt habe. Sogar der Name wurde ihr nach einigen Sitzungen präsent. Bridey Murphy hatte sie früher geheißen ...

Der Bridey-Murphy-Wahn kam rasch und kräftig über ganz Amerika. Wer nur ein bißchen auf sich hielt, hatte schon einmal irgendwo als irgendetwas gelebt. Biedere Buchhalter waren schreckliche Seeräuber gewesen, brave Mütter zweideutige Kurtisanen und arme Schlucker die diversen Ludwige von Frankreich. Was der Vizepräsidenten-Kandidat Nixon im früheren Leben gewesen war, erfuhr man leider nicht. Immerhin



Im Besitz der National-Gallery London





kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß er ein sehr fähiger, sehr gescheiter, sehr korrekter und sehr geschickter Diplomat gewesen sein muß. Ich schließe das daraus, daß man in seinem zweiten Leben immer das Gegenteil von dem wird, was man im ersten war ...

An und für sich hätte ich persönlich ja gerne an die Murphy-Geschichte geglaubt, und zwar vor allem der Neger in den Südstaaten wegen. Stimmt sie, dann hätten es diese armen Leute wenigstens vielleicht im nächsten Leben etwas besser. In diesem und besonders im diesjährigen hatten sie es nämlich nicht besonders gut. Man verbot ihnen den Besuch von «weißen» Schulen und «weißen» Universitäten, sowie anderes. Daraus geht deutlich hervor, daß ein Mensch ganz gut ein Amerikaner und ein Vollidiot zur gleichen Zeit sein kann ...

Weil wir gerade bei Verrücktheiten sind: In Kairo begann sich im Kopfe eines gewissen Herrn A.G. Nasser der Frühling auf höchst ungute Art auszuwirken. Daß er langnasig sei, wußte man bereits. Daß er auch hochnäsig sein könne, erwies sich jetzt. Außerdem erkannte man, daß diese Hochnäsigkeit wiederum eine Folge seiner Nase war. Er hatte dieselbe nämlich so gedreht, daß er mühelos gewisse Morgenluft aus dem Osten wittern konnte. Zusammen mit massiven Waffenlieferungen aus der gleichen Richtung gab ihm das einen Mut, der im gesamten Westen nur Unmut erregte. Besonders in England. Leider hatte man aber keine Zeit, sich mit dem Zwerg Nasser zu beschäftigen, denn im kleingewordenen Großbritannien überwog die Sorge um Cypern, dessen Erzbischof Makarios verhaftet und in das Exil geschickt wurde.

Natürlich gab es Leute, die diese Verschickung als reichlich ungeschickt empfanden.

Mister Eden gehörte nicht zu ihnen. Leider ...

Entlassen wurde dann auch allerdings nicht er, sondern Glubb Pascha, der britische Führer der arabischen Legion. Und auch diese Entlassung wurde nicht von den Engländern vorgenommen ...

Es blühte uns tatsächlich einiges im März. Und was nicht blühte, das wartete still im Samenkorn darauf zu erblühen und Früchte zu tragen. Früchte des Zornes ...

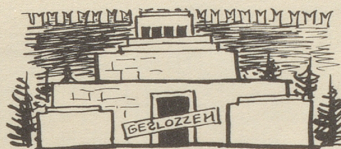
## April

### Scherze, Scherze, nichts als Scherze ...

Der April des Jahres 1956 begann traditionellerweise mit dem ersten April, jedoch ohne die an diesem Tage üblichen Scherze. Er fiel nämlich außerordentlicherweise auf Ostern. Oder noch besser: Ostern fiel auf den ersten April. So unterblieben die Aprilscherze. Meinte man. War aber gar nicht wahr. Die Scherze, die man am Ersten aus Pietät unterlassen hatte, zogen sich nun dafür hartnäckig durch den ganzen Monat hin.

Scherz Nummer 1 war ein ganz makabrer und fand aus diesem Grunde dort statt, wo man eine besondere Schwäche für gruselige Witze hat – im Osten. Dort entdeckte man plötzlich, daß Väterchen Stalin ein noch viel größeres Ungeheuer gewesen sei, als man im ersten Augenblick angenommen hatte. Also was der nicht alles getan hatte! Wüste Dinge, sage ich Ihnen, ganz wüste Dinge. Und dazu erst noch ganz im Verborgenen! Keine Menschenseele hatte darum gewußt! Niemandem war es aufgefallen, welch schreckliches Doppelleben der böse Joseph geführt hatte. Gar niemandem. Alles hatte der Widerling alleine voll-respektive umgebracht. Und weil man es jetzt wußte, tat man das,

was der russische Gentleman mit seiner wundervollen russischen Seele in solchen Augenblicken und

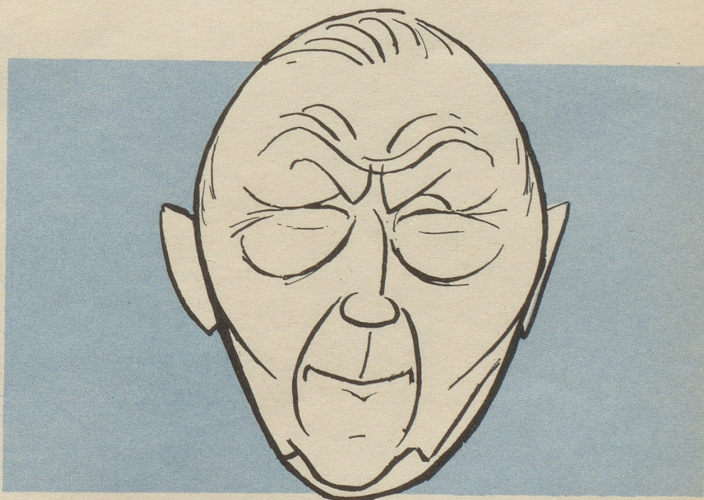


angesichts so schrecklicher Verbrechen zu tun pflegt: Man machte gut! Nein, nicht etwa lebendig, aber doch immerhin gut. Man rehabilitierte. Also stellen Sie sich vor, wie sich der Marschall Tuschaschewsky gefreut haben muß. Wie gut ihm die Wiedergutmachung getan haben muß! Oder haben Sie vielleicht das Gefühl, ein ganz und gar toter Mensch habe nicht besonders viel von einem posthum verliehenen Orden? Bitte sehr, ich halte das Ihrer Unbildung zugute. Sie kennen eben den russischen Menschen nicht ... Scherz Nummer 2 ereignete sich bei uns. Im Tessin. Dorthin begab sich eines Tages ein gewisser Herr Globke, seines Zeichens Staatssekretär in Bonn, und suchte nach einem Ferienplätzchen für seinen Herrn

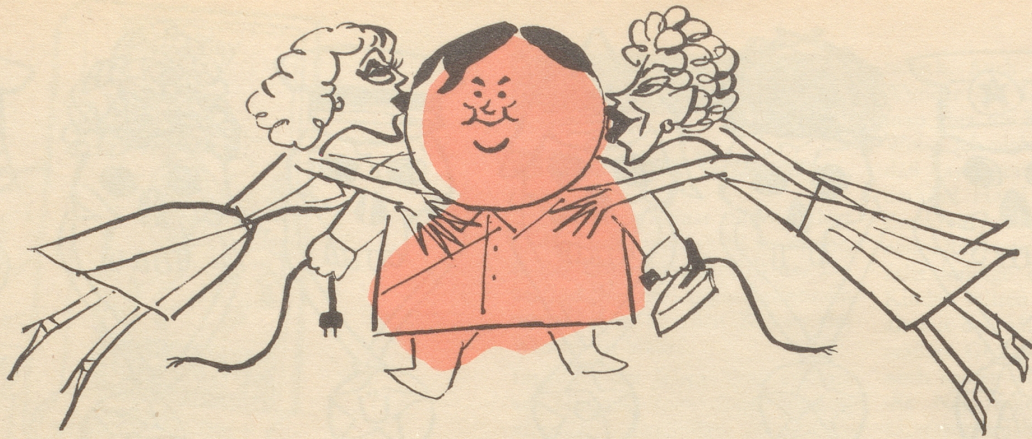
und Meister. Adenauer hieß der. Da nun Herr Globke bereits in den Jahren von 1933 bis 1945 für gewisse führende Persönlichkeiten Deutschlands tätig gewesen ist, konnte es niemanden weiter verwundern, daß er auf die Villa Rezzonico stieß. Wobei zu sagen wäre, daß Herr Rezzonico in jenen Tagen, gelinde gesagt, ein Nazi gewesen war. Herr Adenauer bezog also das braune Haus; aber als die Sache publik wurde, lieferte er rasch einen sehr schönen Beweis seines diplomatischen Könnens und verzog sich mit der Behauptung, die Villa Rezzonico sei nicht zu heizen, auf den Monte Verita. Zu deutsch heißt das «Berg der Wahrheit ...»

Scherz Nummer 3 veranstalteten die Engländerinnen.

Als Herr Malenkov erschien, um seinen Nachfolgern Bulganin und Chruschtschow Quartier und guten Wind zu machen, streiften sie alle sprichwörtliche Kühle, alle britische Reserviertheit und alle konservative Damenhaftigkeit von sich ab und stürzten sich wie Wildbäche auf den gemütlichen Gregor. Sie luden ihn zum Tee ein, reichten ihm Kuchen sowie Kinder zum Spielen dar und legten sich seine







malerische Stirnlocke zu. Eine Weile sah es so aus, als wolle der Gregor gar nicht mehr nach Hause. Dann verabschiedete er sich aber doch. Vermutlich war ihm das englische Essen zu schlecht. Also ging er und ließ viele gebrochene Herzen zurück sowie den Eindruck, Kommunisten seien auch Menschen. Was sie natürlich ohne jeglichen Zweifel auch sind. Fragt sich nur was für welche ...

Womit wir beim vierten Aprilscherz wären. Sie kamen kurz darauf mit einem Kreuzer und waren sehr freundlich. Der Königin brachten sie sogar einen Bären mit. Dem Mister Eden nicht, dem versuchten sie nur einen aufzubinden. Ganz gelang ihnen das nicht. Der schöne Anthony mißtraute ihnen doch immerhin ein bißchen. Deshalb schickte er zum Beispiel auch den Froschmann Crabb ein bißchen tauchen. Unglückseligerweise gerade dort, wo oben die sowjetischen Kreuzer schwammen. Das war nicht gut für den Froschmann ... Für Mister Eden übrigens auch nicht. Im Unterhaus warfen sie ihm Fahrlässigkeit und Ungeschicklichkeit vor. Das war natürlich ganz falsch. Ich jedenfalls bin fest überzeugt davon, daß sie im

Unterhause heute froh wären, der Fall Froschmann wäre Mister Edens einzige Ungeschicklichkeit des Jahres 1956 geblieben ...

Im übrigen waren die meisten Engländer nicht sehr nett zu ihrem russischen Besuch. Wo immer die beiden auch auftauchten, machten die Briten «boooooh». Das ist ein an und für sich unübersetzbarer Ausdruck. Er bedeutet aber auf deutsch so etwas ähnliches wie ein sehr langgezogenes «Pfuiiiii». Mit diesem Worte bewiesen die Engländer einen gesunden politischen Instinkt. Es ist tatsächlich der einzige Ausdruck, der im Verkehr mit den beiden Herren einigermaßen angebracht ist ...

B und C verließen London schließlich unter vielen schönen Worten, doch in ihren Herzen nagte der schwefelgelbe Wurm der Eifersucht auf den schönen Malenkow und seinen sex-appeal ...

Außerdem nagte einer wegen der Grace Kelly.

Die war nämlich schuld, daß man in diesen Tagen viel weniger vom sowjetischen Staatsbesuch in London las, als man eigentlich hätte lesen müssen.

Aber hier setzt schon Scherz Nummer 5 ein.

Grace Kelly, amerikanischer Filmstar, zwar kurven- aber nicht reizlos, Tochter eines Millionärs, heiratete den Prinzen Rainier von Monaco. Bei diesem handelt es sich um einen Herrn, der im Zeichen der Zwillinge geboren ist, aber trotzdem fast immer stier war. Bis dann eben die Grace erschien. «Coup de grace» nannten sie das in Frankreich ...

Selbstverständlich handelte es sich um eine ausgesprochene Liebesheirat. Ich weiß das ganz genau, ich habe es in der «Sie und Er», der «Annabelle» und sogar in der «Weltwoche» gelesen. Leider wurde nicht mitgeteilt, um was für eine Art von Liebe es sich eigentlich gehandelt hat. So tauchte hin und wieder die Vermutung auf, es sei ihrerseits eine Liebe zu Titeln und seinerseits eine Liebe zu Dollars gewesen. Das ist nun aber eine Vermutung, die zu boshaft ist, als daß man sie nicht ernsthaft in Betracht ziehen sollte ...

Die weiteren Aprilscherze?

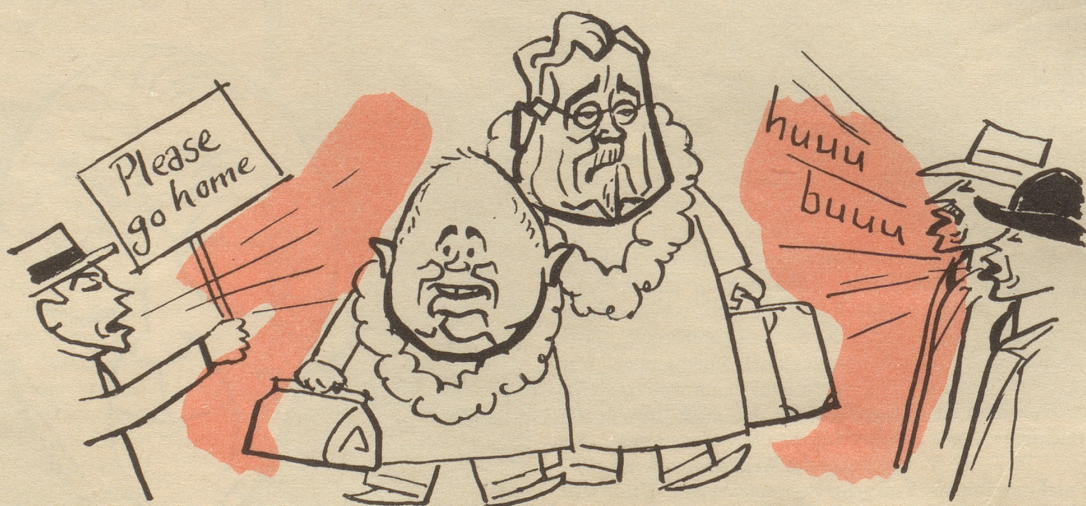
Bitte sehr, da gab es einen ganz netten in Zürich. Zu Beginn des Monats wurden zwei der bestehenden Nachtcafés geschlossen und zwei anderen die Konzession erteilt. Womit man wieder dreie

hatte. Und weil manchmal der Zufall in diesem Leben gar sonderbar spielt, befinden sich nun zweie davon in Häusern, die dem Kanton oder der Stadt Zürich gehören ...

Ein weiterer, nicht zu vergessender Scherz: Die Stiftung Pro Helvetia wurde zu einer Stiftung Contra Helvetia. Als das Schauspielhaus Zürich nämlich mit Dürrenmatts neuem Stück an das Theaterfestival in Paris gehen wollte und um eine kleine Subvention nachsuchte, verweigerten die alten Herren der Pro Helvetia der alten Dame die notwendigen Reisemittel mit der Begründung, sie sei nicht geeignet, die Schweiz würdig zu vertreten. Hier erhebt sich die Frage, wer eigentlich die Schweiz würdig vertreten kann. Ich weiß es natürlich auch nicht genau. Ich ahne es nur. Mehr möchte ich in diesem Zusammenhang nicht sagen.

Nur noch dies: Wenn die Schweiz das wäre, was sich gewisse Leute gewisser Stiftungen unter ihr vorstellen, dann wäre die Schweiz nicht, was sie ist. Oder wenigstens noch langweiliger ...

Und schließlich ein letzter Aprilscherz, allerdings ein gezeichneter: Die neue Zwanzigfranken-Note ...





# Der verkaufte Bräutigam



Tragikomische Oper in einem Hochzeits-Akt

Es wirken mit:

Rainier  
Grace  
Onassis  
Tucker  
Handwerker, Gewerbetreibende, Börsenmakler, Spieler etc.  
Volk von Monaco  
Regie: Rouge et noir  
Ausschmückung: Verband internationaler Illustrierten





Mai

## Der grosse Regen...

Eigentlich hätte ich Ihnen jetzt ja schrecklich gerne einen Beweis meiner großen lyrischen Fähigkeiten präsentiert. Der Anlaß zur Absonderung zerbrechlichster und subtilster Poesie wäre schließlich gegeben, wenn es um eine Beschreibung des wonnevollen Monats der bunten Bäume, der sachte grünen Wiesen, der wachsenden Wärme und der zärtlich Verwirrten geht... Leider war der Mai des Jahres 1956 aber von ausgesprochen dritter Qualität. Mit einem richtigen Mai hatte dieser Mai sozusagen nichts zu tun. Er war bestenfalls eine Parodie auf den Mai, dieser mißglückte Mai. Und keineswegs so beschaffen, daß er einen einigermaßen wahrheitsliebenden Chronisten zu besonders ergreifenden Schilderungen veranlassen könnte... Er begann kalt und endete naß.

Gegen die Mitte des Monats fielen die ersten Tropfen. Man nahm sie nicht besonders ernst, aber allmählich plumpsten sie rascher und

dichter und bald vereinigten sie sich zu einem langen, unablässigen, grauen, traurigen, riesigen Regen, und der regnete jeglichen Tag und hörte nicht auf und hörte nicht auf und hörte nicht auf... Bis tief in den September hinein ergoß sich dieser Mairegen, und nur selten gönnte er sich eine Pause und die auch nur, um uns unliebsam daran zu erinnern, daß unser Klima nicht unbedingt aus lauter Niederschlägen bestehen müßte, wenn es nur irgendwie anders wollte...

Es wollte aber nicht. Es regnete. Regnete in die weißen Sterne der blühenden Kirschbäume, regnete auf die Bänke der Verliebten, regnete in die Frühlingskollektionen der großen Modehäuser, regnete, regnete, regnete... Regnete zum Beispiel auch auf den Bahnhof von Bern. Nun sagt man zwar a) Regen mache schön und b) er beschleunige das Wachstum. Im Falle des Berner Bahnhofes stimmte beides nicht. Der wurde von den unablässig fallenden Feuchtigkeit kein bißchen schöner. Und das Wachstum des geplanten neuen Bahnhofes wurde auch keineswegs beschleunigt. Es war als ob die Berner gerade ihren

Bahnhof dazu ausersehen hätten, die Sage der sagenhaften Langsamkeit in allen Teilen zu bestätigen. Alle waren zwar dafür, daß er weg müsse, aber fast niemand legte sich Rechenschaft darüber ab, wann er zu verschwinden habe. Und so stand er denn da, häßlich, unpraktisch und störend, und es regnete auf ihn, regnete, regnete, regnete...

Und es regnete auch anderswo. Etwa in Amerika. Allerdings war das, was da regnete, kein Regen im meteorologischen Sinn, sondern es war der große, alle vier Jahre wiederkehrende Regen der schönen und großen Worte vor den Wahlen. Zunächst ging es darum, wer überhaupt nominiert werde. Die Republikaner waren sich klar. Ihnen fiel die Auswahl leicht. Sie hatten nur einen Mann. Das heißt nur einen ersten Mann, und das war Eisenhower, und den wollten sie wieder ins Rennen schicken.

Bei den Demokraten lag die Sache anders. Sie hatten im Grunde keinen geeigneten Mann und deshalb zweie. Einen sympathischen und einen unsympathischen. Der letztere hieß Estes Kefauver, und ihm grauste vor nichts. Night and day, day and night jagte er durch das weite Land, und es gab keine Hand, die er nicht schüttelte, keinen Farmer, dem er nicht ein «hello» schenkte und keine Dame, die er nicht beflirtete. Mit seiner Waschbär-Mütze raste er von Staat zu Staat und sprach und widersprach sich und versprach und machte auf kerngesunden Sohn des Volkes und hatte damit sogar noch Erfolg. Jedenfalls sah es eine Weile lang so aus, als schlage er den «Eierkopf», also den «Intellektuellen» Stevenson aus dem Felde, denn als es dann zu den Vorwahlen kam, regnete es Stimmen für den wackeren Hinterwäldler, regnete, regnete, regnete...

Und es regnete auch in Algerien, und auch das war kein richtiger, sondern ein Kugelregen, und der kam aus den Gewehren der Aufständischen, die nun immer aufständischer und aufständischer wurden und Herrn Lacoste, der noch immer von einer friedlichen Lösung erzählte, immer mehr Lügen strafen. Während er auf die Pressevertreter schöne Worte regnen ließ, regneten aus ihren Flinten die blauen Bohnen und regneten, regneten, regneten... Und es regnete weiter. Es regnete

auf Nehru und Nasser, auf Adenauer und Eden, es regnete auf Bäume, Straßen, Plätze, Dächer und Kamine und Seen und Meere. Wenn ich Max Frisch wäre, würde ich sagen: Sogar auf den Regen regnete es. Und weil wir gerade bei Max Frisch sind: Er bekam den Zürcher Literaturpreis wiederum nicht. Wieso? Ich vermute, weil er einer der wenigen wirklichen Dichter von Zürich ist... Wie gesagt, es regnete. Regnete, regnete, regnete...

## Zwischenbemerkung des Textredaktors

Es regnete in der Tat so gewaltig, daß sich unser Jahresrückblicker zu Beginn des schönen Monats Juni elastisch absetzte. Nach Italien. In ein Fischerdorf, wo Feuchtigkeit nur in Form von Meer und Valpolicella vorkam. Und dort saß er und hörte nichts und sah nichts von dem, was weiterhin im Jahr und in der Welt vorging. Er las Goethe, Homer, Tucholsky, Hemingway und die täglichen Berichte vom Giro d'Italia und sonst gar nichts, und sonst gar nichts. Aber in der Heimat, im naßgrauen St. Gallen saß einer, der registrierte den weiteren Verlauf und beschreibt ihn nun, und dieser eine heißt Eduard Stänble. Ungeachtet seines Namens und seines Dokortitels ist er ein keineswegs trockener Mann, wovon Sie sich nun anhand seiner Rückblicke auf die nächsten vier Monate überzeugen mögen!

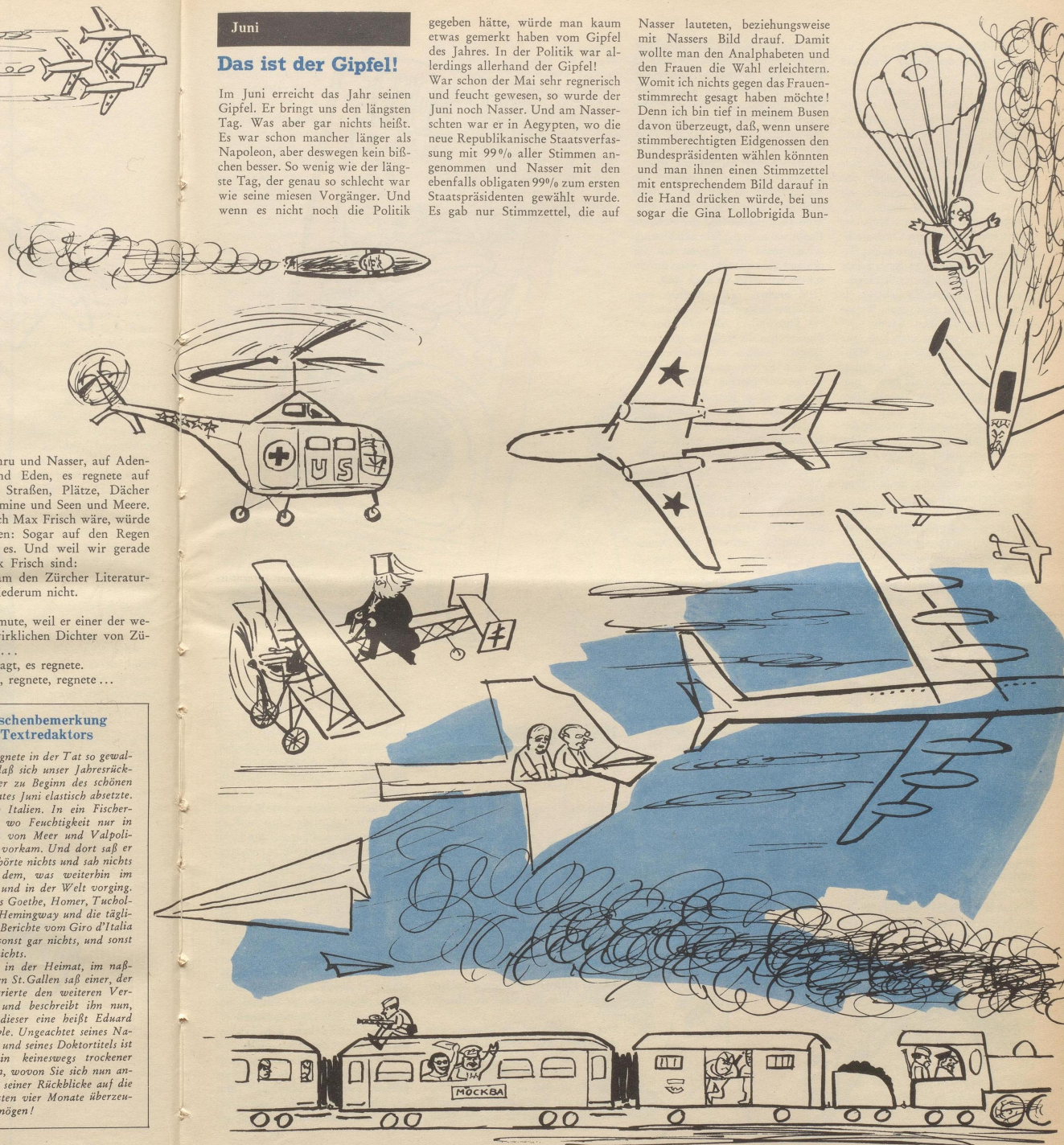
Juni

## Das ist der Gipfel!

Im Juni erreicht das Jahr seinen Gipfel. Er bringt uns den längsten Tag. Was aber gar nichts heißt. Es war schon mancher länger als Napoleon, aber deswegen kein bißchen besser. So wenig wie der längste Tag, der genau so schlecht war wie seine miesen Vorgänger. Und wenn es nicht noch die Politik

gegeben hätte, würde man kaum etwas gemerkt haben vom Gipfel des Jahres. In der Politik war allerdings allerhand der Gipfel! War schon der Mai sehr regnerisch und feucht gewesen, so wurde der Juni noch Nasser. Und am Nassersten war er in Aegypten, wo die neue Republikanische Staatsverfassung mit 99% aller Stimmen angenommen und Nasser mit den ebenfalls obligaten 99% zum ersten Staatspräsidenten gewählt wurde. Es gab nur Stimmzettel, die auf

Nasser lauteten, beziehungsweise mit Nassers Bild drauf. Damit wollte man den Analphabeten und den Frauen die Wahl erleichtern. Womit ich nichts gegen das Frauenstimmrecht gesagt haben möchte! Denn ich bin tief in meinem Busen davon überzeugt, daß, wenn unsere stimmberechtigten Eidgenossen den Bundespräsidenten wählen könnten und man ihnen einen Stimmzettel mit entsprechendem Bild darauf in die Hand drücken würde, bei uns sogar die Gina Lollobrigida Bun-





despräsidentin werden könnte. Und das wäre dann der Gipfel! Sogar ein zweifacher.

Ohne vor künftigen Geschlechtern als unbescheiden zu gelten, dürfen wir sagen, daß im Juni wirklich allerhand seinen Gipfel erreichte: Den Gipfel der Unvorsichtigkeit, als die Engländer den letzten Soldaten vom Suezkanal abzogen; den Gipfel der Unverfrorenheit, als Bulganin in London, Paris, Washington und Rom vorschlug, die russischen Truppen aus Ostdeutschland zurückzuziehen unter der Bedingung, daß sich die Amerikaner über den Atlantik zurückzögen; und den Gipfel der Ehrlichkeit, als die Russen dem britischen Wohnbauminister Duncan Sandys erklärten, sie interessierten sich sehr für den Kauf vorfabrizierter Häuser in England – was durchaus glaubhaft ist, denn sie haben nun allzu lange nur Potemkinsche Dörfer gebaut.

Und in Oesterreich begann die Rekrutierung für die neue Armee. Der erste diensttauglich erklärte Rekrut hieß – Karl Angst. Was den Gipfel der hintergründigen Zufälligkeit darstellen dürfte.

Während sich um die verschiedenen Gipfel in den Satellitenstaaten Rußlands bedrohliche Wolken des Verhängnisses zusammenbrauten, flog Adenauer nach New York, um sich den ungefähr fünfzigsten Ehrendoktorhut auf den Gipfel drücken zu lassen.

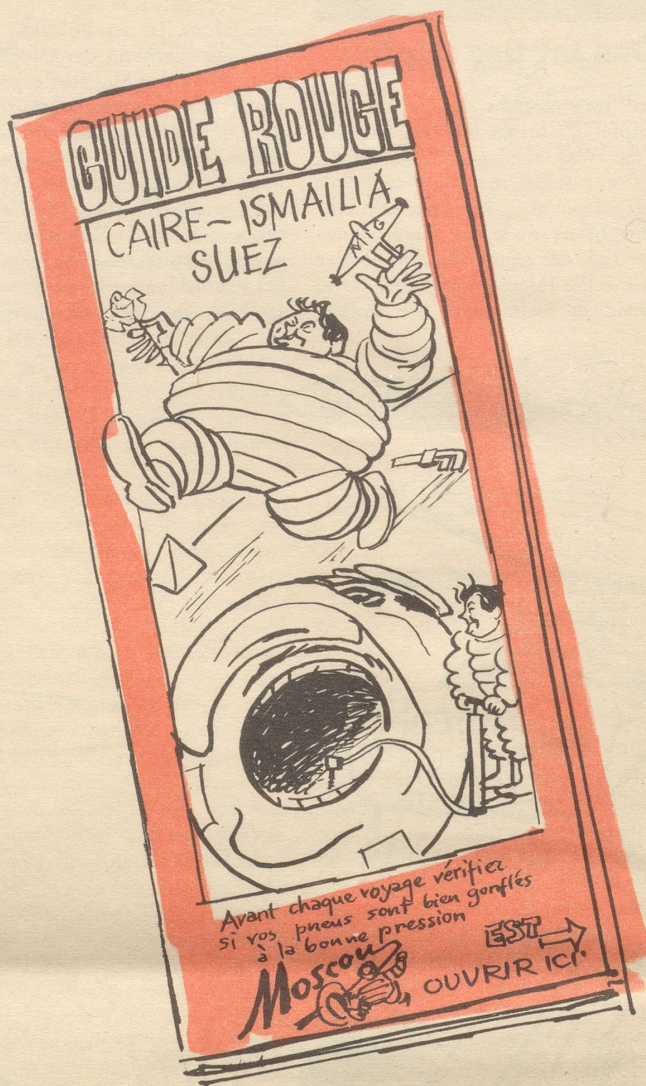
Es war überhaupt ein großes Fliegen: Eisenhower flog mit Helikopter und Dickdarmschwierigkeiten ins Armeespital. Molotow flog als Außenminister; er hatte gerade noch im letzten Augenblick den Schleudersitz betätigen können, um nicht mit dem von ihm gesteuerten, total defekten Stalinbomber abzustürzen. Sein Nachfolger Schepilow flog als Vertreter der Firma Chruschtschow & Co. nach Kairo, um dem neuen Staatspräsidenten eine kleine Musterkollektion von neuesten Düsenjägern und Zehntonnenbomberchen zur Auswahl vorzulegen; ganz unverbindlich, versteht sich, ganz unverbindlich ...

Nur Tito flog nicht. Noch nicht.

Er fliegt nicht gern. Mit dem Flugzeug. Und überhaupt. Es sind in letzter Zeit so viele heruntergefliegen. Flugzeuge. Und andre auch. Item: und darum benützte er zur Fahrt nach Moskau seinen adriablauen Luxusexpress. Belgrad–Moskau ohne Halt. An allem raste er vorbei. Sogar an Stalins illuminierter Leiche im Mausoleum am Roten Platz. So geht alles vorüber und geht alles vorbei. Auch Tito. Und auch die Geduld der Polen in Posen, wo man die falschen Freundschaftsposen der Russen ein für allemal als schlechte Possen durchschaut hat. Was sie auch sind.

Und bleiben. Zum Bleiben entschlossen hatte sich auch Nationalrat Duttweiler. Als man ihm im Nationalrat die Redezeit nicht verlängern wollte, da selbstbediente er sich. Er trat in den Sitzstreik. Einige der Herren Volksvertreter fanden, das sei jetzt doch der Gipfel, andere fanden es lustig. Nur Duttweiler selber fand nichts – ausgenommen den gewünschten propagandistischen Publicity-Erfolg. Und das war gerade genug. Aber nein, genug ist nicht genug, fand unser Finanzminister Dr. Hans Geldverstreuli. Während man dem stöhnenden Volke, das seinen sauer erkämpften Zehnten zum Steuervogt schleppt, einen Reingewinn der eidgenössischen Staatsrechnung 1955 von 215 Millionen Franken verkünden konnte, gab man gleichzeitig bekannt, daß man dieses Jahr noch etwa 100 Millionen mehr erwarte. Und nächstes Jahr auch. Befragt, was man denn mit den vorigen Milliönchen zu machen gedanke, gab man zur Auskunft: Ins Ausland abschieben, damit wir die Steuerchen nicht senken müssen und damit das Zinschen weiterhin auf schön großem Füßchen leben kann ... «Das ist wahrhaft der Gipfel!»

– riefen die Schweizer aus, als sie den Mount Everest und den Lhotse unter sich hatten. Denn für niemanden erreichte das Jahr in diesem Juni so buchstäblich seinen Gipfel, wie für unsere Schweizer Himalaya-Expedition, die in diesem Juni den Gipfel des Jahres erreichte.



## Juli

### Heiss, heisser, am heissesten...

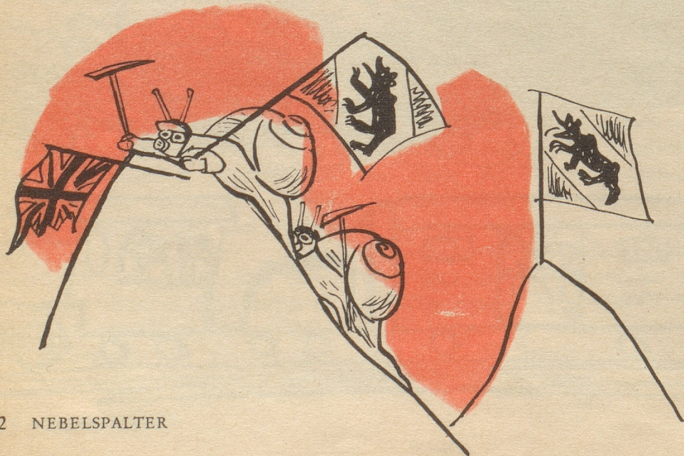
Der Juli ist der unbegreiflichste Monat des Jahres. Wie der Januar die erste Hälfte des Jahres einleitet, so der Juli die zweite. Der Januar hat das erste Halbjahr ins Leben eingeführt, und nun kommt der Juli, der Halbnarr, und nimmt ihm die zweite Hälfte gutwillig ab. Das hätte ich nicht getan, wenn ich der Juli wäre. Denn nun kann das zweite Halbjahr die Suppe ausfressen, die ihm das erste eingebracht hat.

Der Juli hat seinen Namen von dem einst sehr bekannten Julius Cäsar, der im geeignetsten Augenblick ausgerufen hat: Auch du, Brutus!, so daß der Nachwelt wenigstens ein lehrreicher Ausspruch von ihm überliefert wurde. Denn

seither ist es ein schöner Brauch geworden in der Weltgeschichte, daß noch jeder Cäsar seinen Brutus fand. Heiße dieser nun Nikita oder Ernö.

In Ungarn nämlich hat Ministerpräsident Rakosi den Anschluß an die allgemeine Fliegerei im Juni verpaßt und ist erst jetzt geflogen. Sein Nachfolger wurde Ernö Gerö. Und der ist um kein Haar besser. Denn das sind doch Brüder, und es macht nicht den mindesten Unterschied, welche dieser Wanzen dem Bär im Pelz sitzt. Wanze ist Wanze.

Allerdings hat soeben Chruschtschow in einem seiner polternden Trinksprüche wieder einmal behauptet, in den kommunistisch regierten Ländern habe die Hygiene derartige Fortschritte gemacht, daß es da keine Wanzen mehr gebe; er jedenfalls sei noch nie von einer gebissen worden. Man darf ihm das glauben, wenn er's sagt. Und sollte er ausnahmsweise einmal ge-





schwindelt haben, so ist sein Irrtum verzeihlich, denn er kann es wirklich nicht besser wissen. In der ersten Hälfte der Nacht ist er nämlich jeweils noch so im Rausch, daß er's gar nicht merkt, wenn ihn die Wanzen beißen, und in der zweiten Hälfte beißen dann die Wanzen nicht mehr, denn dann sind sie betrunken.

Zwar wollte es der Juli zunächst dem Januar gleichtun und fing auch ganz harmlos an. Mit einem Konferenzchen auf Brioni, wo Tito, Nasser und Nehru in Badehosen miteinander koexistierten und im heißen Sand des Adriastrandes diverse faule Eier ausbrüteten. Für Nasser waren diese Ferien auf Brioni pures Gift. Er hatte sich der Freundschaft Titos und Nehrus versichert und gondelte mit frischgestärkter Heldenbrust nach Hause. Nun sollte ihm einer kommen!

Und er kam. Das heißt: er kam nicht. Der Kredit nämlich, den die Westmächte Ägypten angeboten hatten für den Bau des Assuanstaudammes. Sie zogen ihn wieder zurück. Und nun wurde es, trotzdem es Hochsommer war, heißer und heißer ...

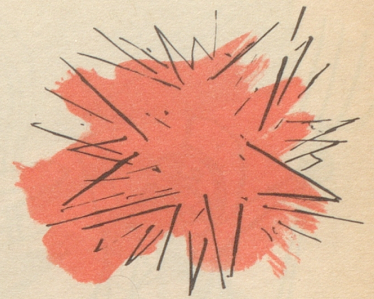
Der Juli ist offenbar irgendwo zu lange unbedeckten Hauptes an der Sonne gelegen (nicht bei uns). Jedenfalls machten sich bei ihm plötzlich Anzeichen eines akuten Sonnenstiches bemerkbar. Er lief mit der fixen Idee in der Welt herum, er könne alles wieder gut machen, was das erste Halbjahr versaut hat, nur indem er einfach alles komplett umgekehrt anpacke als damals der Februar. War der Februar ein kalter Monat, so wird der Juli nun ein heißer. Wurden im Februar die Tage länger, so werden sie nun kürzer. Halfen im Februar die Frostbeulen nichts, so versucht's nun der Juli mit Heuschnapfen. Und so passiert's denn, daß mitten im Hochsommer die ganze Welt verschnupft ist.

Unter einem Schnupfen, der ihm Krokodilstränen des heiligen Zornes in seine kurzsichtigen Augen trieb, litt vor allem Seine Insolvenz, der Herr Staatspräsident Nasser. Und da er nun seine Tränen nicht in den Stausee hinter dem Damm von Assuan fließen lassen konnte, suchte er sich dafür einen geeigneten Abfluß a) ins Mittelmeer und b) ins Rote Meer. Und das war der Suezkanal. Und damit war der Friede auch fürs zweite Halbjahr 1956 so ordentlich restlos zum Teufel. Nasser hatte ihn vor die Haustür gestellt. Und mit dem Kuß vor der Haustür fing's an. Nicht nur, sondern auch in New York, wo der amerikanische Dramatiker Arthur Miller in die bisher schärfste Kurve seines

Lebens geriet. Doch er hat sie glänzend genommen. Oder die Kurve ihn. Vermutlich wird man darüber erst nach der Scheidung genaueres erfahren. Vorderhand hat ihn das Monroe-Mariandl ans Film-Bandlbandl gekriegt. Mindestens sechsfach hat sie ihn eingewickelt. Und ein millionenfacher, ebenso neid- als verständnisvoller Aufschrei: Auch du, Arthur! ging durch die Männerwelt aller Atlantikpaktländer. Jedenfalls ist es die-

ses Jahr außer den Schweizern der Himalaya-Expedition nur noch Arthur Miller gelungen, gleich zwei Gipfel aufs mal zu erstürmen. Der Juli hat's in sich: Jedem Cäsar seinen Brutus – und seine Kleopatra.

Womit wir wieder in Ägypten wären, wo Nasser bei Monatsschluß ein bedenkliches Defizit in der Bilanz seiner Staatsrechnung feststellte, weshalb er sich zu einer radikalen Sanierungs-Maßnahme



entschloß. Er verstaatlichte den Suezkanal. Und hielt eine Brandrede, in der er erklärte, der Bau des Kanals habe seinerzeit den Tod von 120 000 Ägyptern gefordert, und «auf den Schädeln dieser 120 000 toten Ägypter» werde er nun den Assuandamm aufbauen. Zweitens eignen sich Schädelknochen nachgewiesenermaßen nicht gerade gut als Fundamente für einen Riesenstaudamm, und erstens sind beim Kanalbau vor hundert Jahren ebenso nachgewiesenermaßen «nur» 1400 Ägypter umgekommen. Nasser hat sich ums Hundertfache und um zweieinhalb Jahrtausende geirrt. Denn die 120 000 Ägypter waren die Opfer eines früheren Kanalbaus, den im 7. Jahrhundert vor Christi Geburt der ägyptische Pharaos Neko, ein Vorgänger und Kollege Nassers also, unternommen hatte. Womit erwiesen ist, daß Nasser seinerzeit den Geschichtsunterricht offenbar öfters geschwänzt hat und daß die Lektüre von «Mein Kampf» als Grundlage für eine einigermaßen zuverlässige Allgemeinbildung eben nicht ausreicht.

Just als wir auf dieser Seite des 1956. Jahrbuches der neueren Weltgeschichte angelangt waren, lief eine tröstliche Nachricht durch die Zeitungen, die aber von den Schlagzeilen über die Suez-Affäre leider fast völlig erschlagen wurde, so daß sie gar nicht dazu kam, ihre beruhigende Wirkung auszuüben: Der Mars wagte sich seit hundert oder noch mehr Jahren wieder einmal in die allernächste Erdnähe; er war nur noch ein paar lumpige Millionen Lichtjahren von der Erde entfernt. «Da haben wir's!» werden nun die Sterngläubigen ausrufen und den Mars für die ganze Beschörung verantwortlich machen wollen. Aber warum denn gleich alles immer von der schlimmsten Seite betrachten. Die ganze Welt rauft sich um einen Kanal – dieweil es auf dem Mars ja ganze Haufen Kanäle hat! Soll sich doch jeder einen holen. Oder noch besser: Schießen wir den Nasser auf den Mars. Meinetwegen in einer Luxusrakete. Nur, bitte, auf jeden Fall ohne Retourbillet ...





August

## Nachbarin, euren Goethe-Kalender!

Mögen sie ihn Erntemonat oder Alpmonat oder Reifemonat oder weiß der Kuckuck wie nennen, mich läßt das mitten im August vollkommen kühl. Für mich ist der August der Goethe-Monat; denn am 28. August 1749 wurde Goethe geboren, und seither gehören Goethe und der August für mich ein für allemal zusammen, wie Chruschtschow und der Wodka oder Bundesrat Etter und die Schynige Platte.

Kennen Sie den Goethe-Kalender, den der Artemis-Verlag in Zürich jedes Jahr herausgibt? Wenn nicht, so rat ich Ihnen: Anschaffen. Das ist nämlich ein herrliches Trostbüchlein in sämtlichen Lebenslagen. Hauptsächlich in seelischen Darniederlagen. Denn in dem hübschen Kalender finden Sie für jeden Tag ein Goethewort, das geeignet ist, Ihrer gestrauchelten Seele wieder auf die Beine zu helfen. Dieser August war ein ausgesprochen dummer August (Vorsicht, c'est le ton!), und ich habe ihn nur dank

meinem Goethe-Kalender überstanden, der mich vor seelischen Muskelrissen und Entzündungen meines psychischen Blinddarms bewahrte.

Schon am 1. fing's an. Meinem angeborenen Winkelried-Komplex folgend warf ich mich mittenhin in eine bundesfeindliche Menge, die von einem Redner mit tremulierendem Brustton der Ueberzeugung in den Schlaf der Gerechten gesungen wurde. Warum der Mann sprach, blieb mir völlig schleierhaft; denn außer seiner geradezu glänzenden Unfähigkeit brachte er gar nichts mit, was ihn zum Redner befähigt hätte. Was er sagte, war das Uebliche. Aber als er sich zur Behauptung verstieg, in unserm Vaterländchen sei alles in schönster Ordnung und zu kritisieren fänden nur die krankhaften Kritiker und Nörgler immer etwas, da schlug bei mir das Uebliche in Uebelkeit um, und nach Luft ringend rief ich innerlich aus: Nachbarin, euren Goethe-Kalender! Und prompt raunte mir der Alte von Weimar unterm Datum des 1. August das Sprüchlein ins Ohr:

*Laß im Irrtum sie gebettet,  
Suche weislich zu entfliehn;  
Bist ins Freie du gerettet,  
Niemand sollst du nach dir ziehn.*

Anderntags trafen sich in London die Außenminister Englands, Frankreichs und Amerikas zu einer Besprechung über die Suezfrage. Sie waren sich in allem einig und gingen zufrieden auseinander. Das kam mir sofort verdächtig vor, und ich konsultierte meinen Kalender. Goethe lächelte nur unterm Datum des 2. August und meinte: *«Wenn ein paar Menschen recht miteinander zufrieden sind, kann man meistens versichert sein, daß sie sich irren.»*

Tags darauf verschickte England die Einladungen zur Suezkonferenz. Im Hintergrund erscholl aus den Kulissen des Welttheaters allgemeines Säbelgerassel. Mein Goethe-Kalender schüttelte dazu nur den Kopf und seufzte am 3. August resigniert: *«Durch Heftigkeit ersetzt der Irende, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.»*

Am 5. August wurde mein seelischer Gleichmut auf eine besonders harte Probe gestellt, als ich von einem eigenössischen Moskau-Pilgrim las, in der Sowjetunion werde nun tatsächlich alles anders und besser als früher. Ich besprach mich darüber unverzüglich mit meinem Goethe-Kalender, und seine Antwort war klar: *«Man muß seine Irrtümer teuer bezahlen, wenn man*

*sie los werden will, und kann dann noch von Glück sagen.»*

Und dann geschah das Weltfriedensgefährdende. Fünf Damenhüte beschworen eine internationale Krise herauf. Nina Ponomarewa, die russische Diskusmeisterin, konnte der Versuchung nicht widerstehen und klate an der kapitalistischen Oxford Street in London fünf kapitalistische Damenhüte. Das Kaufhaus erhob Klage wegen Diebstahl. Nananotschka 1956 floh in die Sowjetgesandtschaft. Die Russen drohten mit der Absage des Londoner Gastspiels des Moskauer Balletts. Die Spannung wuchs ins Nervenzerreißende. Auf's höchste erregt blätterte ich in meinem Goethe-Kalender. ... Aber nein, es ist ja nicht möglich, es kann nicht sein! Ich verstand meinen Goethe nicht mehr, der da behaupten konnte: *«Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.»* Da stimmte doch etwas nicht. Entweder war die Ponomarewa keine Frau, sondern ein mit weiblichen Zutaten getarnter Diskuswerfer. Oder dann irrte Goethe. Schließlich war ich, der sich geirrt hatte. Nämlich in der Seite meines Kalenders. Ich hatte mich in der Aufregung verblättert. Goethe sagte das unterm Datum des 2. Dezember. Und man

kann nicht verlangen, daß bereits im August stimmt, was Goethe ausdrücklich erst im Dezember sagt. Das hieß sogar einen Goethe überfordern.

Am 16. August wurde die erste Suezkonferenz in London eröffnet. Goethe wollte sich dazu nicht äußern. Er sagte an diesem Tage nur etwas ganz Unverbindliches, das gar nicht zur Sache gehörte. Mir war aber, als sähe ich ihn dabei verschmitzt lächeln, was etwa bedeuten wollte: Alles abwarten und gar nichts erwarten; die Konferenz wird ein bißchen Staub aufwirbeln und am Ende im Sande verlaufen, von dem ja links und rechts des Suezkanals genügend vorhanden ist. ... Und das ist das eigentlich Geniale an Goethe, daß er sogar recht hatte, wenn er gar nichts sagte, sondern nur lächelte.

September

## Scheiden tut weh!

September – nun fängt das Jahr an aufzuhören. Am 23., pünktlich um Mitternacht, kommt der Herbst.

Theoretisch. Praktisch war er ohne amtlich abgestempelte Erlaubnis der meteorologischen Zentralanstalt schon früher da. Er kam total illegal, was aber ebenso total egal war. Denn von jetzt an ist das Jahr sowieso komplett durcheinander. Schon mit den Monatsnamen stimmt's nicht mehr. September kommt vom lateinischen Septimus und heißt der Siebente, dabei ist er der Neunte. Die Rechnung geht nicht mehr auf. (Aber ich nehme blondes Gift drauf, daß das nicht die einzige Rechnung sein wird, die bis zum Jahresende nicht mehr aufgeht.)

Es herbstelt überall. Eine wehmütige Stimmung umschleicht den September schon von Anfang an. Er ist gewissermaßen nur noch schnell gekommen, um Abschied zu nehmen. Als Siebenter, der erst im Neunten kommt, ist er kalendrarisch betrachtet eine ausgesprochene Spätgeburt. Man darf ihm das nicht übelnehmen, man muß ihn begreifen. Denn Hand aufs Herz: Wer von uns hätte nicht gezögert zu kommen, wenn er gewußt hätte, was jetzt kommt? Es ging an ein großes Abschiednehmen. In Kairo verabschiedete General Nasser nach zehntägigen Verhandlungen das fünf-

köpfige Suezkomitee der Westmächte. Der Erfolg der Besprechungen bestand in einem achtzehnköpfigen Mißerfolg. Was nun? Komitee trinken und abwarten.

Doch nein, die internationalen Konferenzen hatten nicht die Geduld. Zum zweiten Male wurde in London konferenziert, und einmal mehr lieferte man einen Beweis dafür, daß eine Sache um so kopfloser wird, je mehr Köpfe sich mit ihr befassen, besonders wenn die Köpfe gar keine Köpfe sind. Man beschloß, alle westlichen Suezlotsen zur Heimkehr aufzufordern, während, das werde Nasser in Verlegenheit bringen. Das war auch so eine septembertliche Fehlleistung, die nicht auf-, sondern danebenging. Denn indem man die eigenen Lotsen abzog, lotste man die Sowjetlotsen an den Kanal. Und das ist gefährlich, Kinder, denn das hätte ihr wissen können: Nichts fällt den Russen bekanntlich schwerer, wenn sie sich einmal wo niedergelassen haben, als der Abschied.

Ihr Berge von Dollars, lebt wohl, der Senne muß scheiden! Jetzt melkt Nasser die Kuh, denn er ist stier.

Im übrigen scheint es an der Zeit

zu sein, daß ich gehe. Ich fürchte, ich bin im Rückblick auf die letzten vier Monate immer tierischer geworden. Und das wäre das einzige, was ich mir nicht verzeihen könnte. Aber ich glaube, das macht die wehmütige Stimmung des Septembers, von dem zu scheiden mir gar nicht weh tut. Abschied nahm schließlich der September selbst.

Und das ist vielleicht das Beste, was er überhaupt getan ...

## Zwischenbemerkung des Textredaktors

An dieser Stelle des Jahres kreuzte Werner Wollenberger wieder auf. In seine sonnengebräunten Hände legte deshalb Edward Stäuble die Tasten der Schreibmaschine, und er hat nun die angenehme Pflicht, dem Rest des Jahres den Rest zu geben.

Zu beneiden ist er um diese Aufgabe wohl kaum. Er wäre bestimmt besser zu Hause geblieben und hätte über Juni, Juli, August und September berichtet.

Denn nun gerät er vom Maienregen direkt in die Oktober-Traufe ...





Oktober

## Nichts als Fälle...

Im Oktober fallen die Blätter... Diese Beobachtung ist weder sonderlich neu noch sonderlich originell. Dafür stimmt sie. Das ist immerhin schon etwas...

Außer dem Fall der Blätter gab es im Oktober 56 aber noch eine ganze Reihe anderer Fälle. Originellere und neuartige. Die hatten den Nachteil, daß sie nicht ganz stimmten. Beziehungsweise, wenn sie stimmten, dann lediglich nachdenklich...

Etwa der Fall Weber, der in Zürich verhandelt wurde. Was mich daran sehr, sehr nachdenklich stimmte, das war nicht etwa der Fall selbst. Das waren vielmehr die guten Leute, die sich schon morgens um sieben vor den Türen des Schwurgerichtes drängten und beinahe neue Morde veranstalteten, um zur Verhandlung im Mordprozeß vordringen zu können. Besonders zeichneten sich in diesem Kampf um einen Platz im Schwurgerichtssaal die lieben Damen aus. Ihre Sympathie gehörte übrigens vor allem dem schönen Mörder. Wenn ich a) boshaft sein wollte und b) ein Gegner des

Frauenstimmrecht wäre, könnte ich an die Sympathie der Damen für wohlgestaltete Visagen ein paar bittere Bemerkungen hängen. Ich hänge aber nicht. Ich bin nämlich für das Frauenstimmrecht. Selbst auf die Gefahr hin, daß die Frauen ihr eventuelles Wahlrecht genau so unbesonnen ausüben würden wie bisher die Männer...

Ein Fall, bei dem ebenfalls Recht gesprochen wurde, rollte in Posen ab. Die Revolutionäre vom Juli saßen auf den Anklagebänken. Sie kamen mit erstaunlich milden Strafen davon. Warum? Das wußte man zunächst wirklich nicht. Aber als dann plötzlich Gomulka wieder in Gnade war, dann wußte man es. Da sah man, daß die Russen nur streng sind, wenn sie streng sein können. Und daß sie feige sein können, wenn es ihnen selber an den Kragen geht. Und in Polen ging es ihnen. Wenigstens ihrem Marschall Rokossowski, der plötzlich den Oberbefehl über seine Armee abgeben mußte. Mit Recht. Denn es war gar nicht seine Armee. Sondern diejenige der Polen. Und das fiel den Polen plötzlich wieder auf und ein. Womit der Fall des Marschalls besiegelt war...

Einen Fall für sich stellten überall in Europa die jungen Leute dar. Sie wurden auf einmal von einer höchst sonderbaren, bisher unbe-

kannten Krankheit befallen. Rock and Roll hieß sie. Ihre Symptome waren erstaunlicher Natur. Rock'n-Roll-Kranke pflegten plötzlich von ihren Kinosesseln aufzuspringen, die Augen traten ihnen aus dem Kopfe, Schaum sammelte sich in ihren Mundwinkeln, Damen riß es die Röcke hoch, Herren die Jacke vom Leibe, Arme und Beine begannen in schwere Zuckungen zu verfallen.

Es steht heute außer Zweifel, daß es sich bei diesen Fällen um Anfälle handelte. Leider endeten diese meist mit wüsten Zerstörungen von Möbeln und anderen festen Einrichtungen, wie etwa Polizisten, Securitasleuten und Feuerwehrmännern...

Erreger der seltsamen Krankheit war und ist eine Musik, die eine Mischung zwischen einem Cowboy-Song, einem alten Blues und einem Mangel an Harmoniegefühl darstellt. Als ich mit Dizzy Gillespie, der immerhin ein sehr berühmter Jazz-man ist, über Rock'n Roll sprechen wollte, winkte er ab. «Sprechen wir lieber von Musik», sagte er, und mehr wäre da nun auch wirklich nicht zu sagen.

Ein anderer Fall: Señor Jiménez bekam den Nobelpreis. Es war ein Zufall. Aber auch das ist nicht neu. Es ist immer ein Zufall, wenn jemand den Nobelpreis für Litera-

tur bekommt. Auf diese Art kann es geschehen, daß ihn manchmal sogar jemand bekommt, der ihn verdient hat...

\*

Hier mache ich einen neuen Abschnitt.

Er ist unerlässlich, denn hier ist nun wirklich von einem neuen Abschnitt der neueren Geschichte zu sprechen. Von jenem neuen Abschnitt, der sich abzeichnete, als sich in Budapest an einem grauen Oktobertag Studenten zu einer Demonstration sammelten. Und Arbeiter sich anschlossen. Und die Polizei erschien. Und auf sie schoß...

Und als die Arbeiter und Studenten zurückschossen... Man denke: Junge Leute in einem kommunistischen Lande, junge Leute, die man längst von den Ideologien vergiftet und deshalb für die Freiheit verloren glaubte, setzten sich zur Wehr. Schossen. Kämpften. Schossen. Kämpften... Und lösten eine Revolution aus. Lösten in diesem Jahrhundert eine Revolution aus, von der niemand im Westen zu träumen gewagt hatte.

Die Revolution der Satelliten... Und die fegte nun über Ungarn, und es erwies sich, daß kein Götz so groß und stark ist, als daß er nicht auf tönernen Füßen ruhte... Denn die Revolution in Ungarn war ein Erfolg...

Die Russen mußten gehen... Mußten ihre Panzer zurückziehen. Mußten Budapest verlassen. Mußten die Niederlage ihres Systems eingestehen.

Und ihre Schwäche dazu... Und als die letzten Blätter des Oktobers fielen, da tanzten sie um die Wette mit siegestrunkenen Ungarn, tanzten um die Wette mit Menschen, die wieder zu Menschen geworden waren...

Aber dann hörten die Blätter auf zu fallen, und die Ungarn hörten auf zu tanzen. Zu fallen hörten sie nicht auf...

Denn am unseligen letzten Oktobersonntag des Jahres 1956 taten die Russen das, was sie seit Jahren tun:

Sie brachen ihr Versprechen... Und ihre Panzer rollten wieder durch Ungarn...

Rollten, rollten, rollten... Denn drüben in Moskau, da hatten sie wieder einmal anders überlegt. Da hatte Molotow gesiegt. Und Suslov, der Mörder. Da waren sie wieder, wo sie schon einmal waren.

Bei Stalin... Und deshalb rollten die Panzer durch Ungarn.

Rollten, rollten, rollten... Und selbst die Blätter, die fahl gefallen waren, wurden rot...

November

## Und weil der Mensch ein Mensch ist...

Im August des Jahres neunzehnhundertfünfzigundsechs starb in Berlin ein Mann namens Bertholt Brecht. Es war kein sonderlich groß Wehklagen in deutschen Landen, als er diese Erde verließ, und hätte doch eigentlich eines sein müssen, denn der größte deutsche Dramatiker dieser Zeit war nicht mehr... Schuld am Ausbleiben größerer Trauer über seinen Verlust war der arme B.B. selbst, denn er starb dort, wo Dichter, wenn sie etwas auf sich halten und treue Verwalter ihres großen und unbegreiflich schönen Talentes sein wollen, niemals zu leben haben.

Er starb in Ost-Berlin. Starb als Kommunist unter Kommunisten. Starb als Irrender unter Irrenden, als Heuchler unter Lügnern...

Was nicht heißt, daß seine Werke nicht doch irgendwo und irgendwie Gültigkeit besessen hätten. Seine Gabe war so groß, daß nicht einmal sein Charakter sie ganz hätte zerstören können...

Und so gibt es unter seinen Versen ein paar, die ihren ewigen Wert behalten, und einer davon ist dieser:

«Und weil der Mensch ein Mensch ist, hat er Stiefel im Gesicht nicht gern! Er will unter sich keinen Knecht und über sich keinen Herrn...»

Wahrscheinlich hat B.B. das ganz anders gemeint. Aber ich wußte trotzdem nichts, was besser auf das paßte, was sich im Oktober 1956 und vor allem im nachfolgenden November in dem Lande Ungarn begab...

Da hatten sie nämlich plötzlich die Bonzen über sich satt, und da waren sie plötzlich nicht mehr gewillt, die roten Stiefel der Unterdrücker in ihren traurigen Gesichtern zu tragen. Und da standen sie auf, und es war ihnen gleich, daß die Verteilung der Kräfte ungleich war. Ihr Schmerz gab ihnen einen Mut, der war stärker als die Panzer, und ihr Haß gab ihnen eine Waffe, die war härter als die Splitter der Granaten, und ihre Verzweiflung gab ihnen eine Kraft, die fragte nicht nach dem Sinn ihres Kampfes, der war dieser Kampf schon ein Ziel. Im Grunde wußten sie, daß sie nicht siegen konnten. Im Grunde wußten sie, daß die andern Mittel anwenden würden, gegen die ihre eigenen aussichtslos waren. Im Grunde wußten sie, daß sie schon verloren waren, bevor sie anfangen zu kämpfen.

Denn sie waren allein... Maßlos allein, erschreckend allein, unverzeihlich allein...

Allein mit den sowjetischen Panzern. Allein mit den Versprechungen ihres getäuschten Imre Nagy. Und dann allein mit ihrem Verräter Kadar...

Sie waren allein, denn dem Westen war die eigene Haut teurer als die ihre. Er schickte ihnen schöne Worte und Wolldecken. Und Geld. Und Arzneien. Und Blut in Ampullen.

Blut in Menschen schickte er ihnen nicht...

Nur einer ging. Ein Zürcher. Bernoulli hieß der Mann, und als er unverrichteter Dinge zurückkam, da nannten sie ihn einen Spinner.

Ich weiß nicht, aber seither habe ich das Gefühl, Spinner könne auch ein Ehrentitel sein...

Sie waren unsäglich allein. Und sie waren es, weil die Amerikaner damit beschäftigt waren, einen neuen Präsidenten zu wählen. Was sie dann erkoren, war kein neuer Mann, sondern Mister Eisenhower, wogegen weiter nichts zu sagen ist, denn er ist sicherlich nicht nur ein alter, sondern auch ein guter Mann. Ob er auch ein sehr gescheiter Mann ist, weiß ich nicht.

Das wird sich zeigen. Hoffentlich! Denn bisher hat es sich noch nicht unbedingt ganz deutlich und unmißverständlich demonstriert...

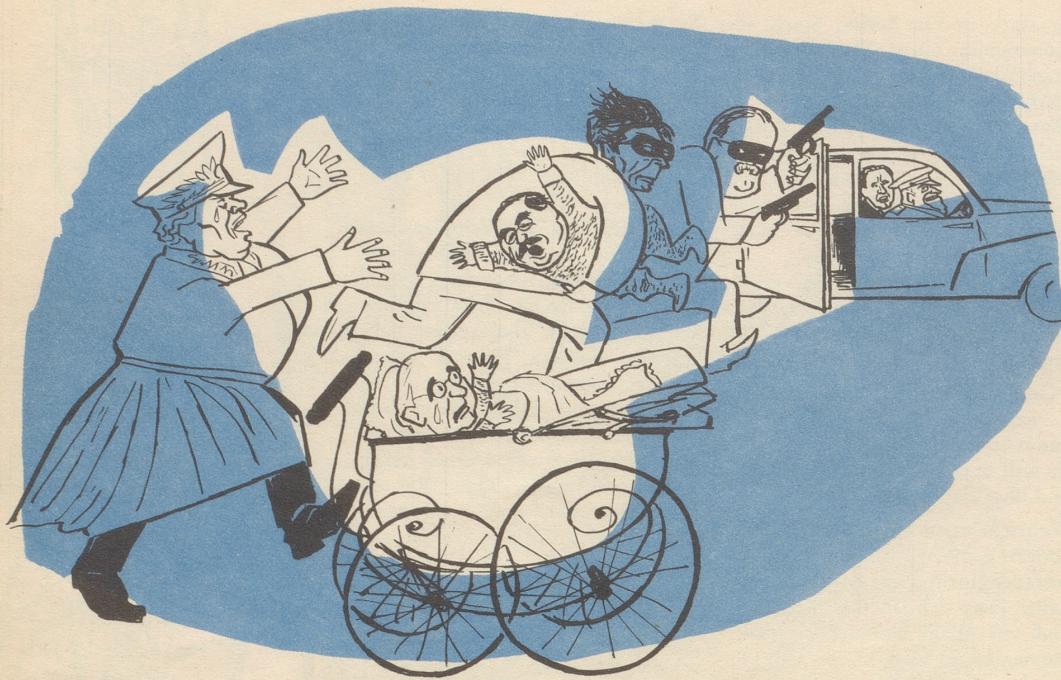
Sie waren ganz besonders allein, die Helden von Budapest, weil in England Mister Anthony Eden eine Heldentat eigener Prägung ausführte. Er hetzte die Israelis, die schon lange und mit ziemlichem Recht auf diese Gelegenheit gewartet hatten, zu einem kriegsähnlichen Handstreich gegen die Aegypter auf. Nachdem sie ihn ausgeführt hatten, stellten Eden und Mollet beiden Teilen ein Ultimatum. Ein ziemlich heuchlerisches, denn sie wußten von Anfang an, daß Israel akzeptieren, Nasser aber ablehnen werde. Und so geschah es, und deshalb landeten die Alliierten in Port Said und...

Aber das wissen Sie ja alles noch. Das ist noch in Ihrem Gedächtnis. Oder sollte es zumindest sein...

Sie wissen auch, daß Herr Eden eine auf den nach ihm benannten Hut bekam. Und ich muß sagen, daß es ihm recht geschah. Drittens überhaupt, zweitens weil er seine Aktion so ungeschickt, so jämmerlich dilettantisch und so unverständlich hilflos vorbereitet, gestartet und durchgeführt hatte, daß sämtliche Generale der Welt laut vor sich hinweinten, als sie davon







erfahren und jeder Unteroffizier des Landsturmes mit Recht davon überzeugt war, er hätte es besser gemacht... Womit ich bei «erstens» wäre.

Erstens also geschah Eden die Schlappe recht, weil er in einem Augenblick losgeschlagen hatte, als in Ungarn eine wichtigere und größere Aktion im Gange war.

Die Aktion Freiheit ...

Die sabotierte er, denn als die ersten Bomben auf Port Said fielen, da heulten die Russen im Triumphe auf und hatten eine scheinbare Rechtfertigung ihres Vorgehens in Ungarn und waren auf einmal im Rechte, weil der Westen ja nun auch Unrecht tat... Die Nuance, daß hier ein Volk um seine Freiheit und dort ein anderes gegen einen Diktator kämpfte, entging ihnen.

Den Deutschen übrigens auch. Die füllten ihre idiotischen Illustrierten mit mehr Suez als Budapest. Und waren sehr stolz darauf, daß auch in einem englischen Premierminister ein Stückchen brauner Adolf stecken kann...

Auch in der Schweiz zogen die großen Ereignisse allerlei nach sich. Etwa der durchaus wohlgemeinte Vorschlag des Bundesrates, als er die Großen Vier zu einer neuen Genfer Konferenz einlud. Wie glücklich dieser Vorschlag war, geht daraus hervor, daß ihn nur die Russen akzeptierten...

Ein zweiter Streich war bestimmt die Sache mit dem Benzin. Da führten sie also für drei arme Sonntage ein Sonntagsfahrverbot

ein. Bitte sehr, es war ja ganz nett, einmal einen stillen Sonntag zu erleben. Aber die Maßnahme war keineswegs dazu angetan, das Vertrauen in unser Amt für Kriegswirtschaft zu stärken. Denn allmählich erfuhr man, daß zur Zeit der Kontingentierung in Basel Tanker lagen und nicht wußten, wohin sie ihr Benzin spedieren sollten... Nun, immerhin stieg dafür der Benzinpreis wieder. Und so hat eben alles für wenigstens jemanden etwas Gutes...

Schließlich wäre da noch vom Hamstern zu reden. Aber ich habe keine Lust dazu. Mir dreht sich der Magen um, wenn ich bloß daran denke. Es gibt Sachen, die selbst unsensible Leute krank machen. Das Hamstern war so eine... Denn hier wurde gehamstert, als in Ungarn gestorben wurde... Maßlos allein, entsetzlich allein, unverzeihlich allein gestorben wurde... Für wen?

Auch für Ungarn... Bestimmt!

Aber auch für uns. Denn die Freiheit ist unteilbar, und Brecht hat für alle recht, wenn er sagt:

«Und weil der Mensch ein Mensch ist, hat er Stiefel im Gesicht nicht gern! Er will unter sich keinen Knecht und über sich keinen Herrn...»

Traurig an dem Vers ist nur eines. Er ist unvollständig. Er müßte noch eine zweite Strophe haben. Eine bitterböse. Und in ihr müßte stehen, daß es uns – Sie und mich und viele andere – auch nicht im geringsten stört, wenn die andern

einen Herrn über sich und einen dreckigen, blutigen Russenstiefel im Gesicht haben...

Sie finden das übertrieben? Es stört Sie? Es tut Ihnen leid? Sie lassen sich diese Anschuldigung nicht gefallen?

Sie waren immer gegen die Russen? Freut mich!

Aber bitte sehr, was haben Sie gegen sie getan?

Ich will es Ihnen sagen:

So wenig wie ich...

Dezember

## Immerdar enthüllt das Ende...

Ich mag nicht mehr...

Ich mag nicht mehr erzählen, was sich im Dezember noch alles tat. Ich mag nicht schildern, wie die Russen Herrn Imre Nagy entführten. Ich mag nicht erzählen, daß unser Olympiateam doch nicht nach Melbourne ging, obwohl es nach Melbourne wollte, nachdem es eigentlich gar nicht nach Melbourne gewollt hatte, weil es zunächst glaubte, es könne durch einen Verzicht der Teilnahme an den sportlichen Spielen seine Teilnahme an den viel wichtigeren Zielen der Ungarn beweisen...

Ich mag einfach nicht mehr...

Ich habe zuviel erzählen müssen von Dummheit, Verbrechen, Angst, Kleinlichkeit, Schädigkeit, Feigheit, Haß, Krieg, Wut und Stumpfsinn.

Ich mag nicht mehr.

Aber eines möchte ich noch. Ich möchte das mißliche Jahr 1956 ein bißchen rechtfertigen.

Gewiß, es hat wenig Schönes gebracht. Regen hat es uns beschert, die Katastrophen von Trübbach, Marcinelle und vom Grand Canyon. Den Untergang der Andrea Doria auch. Und Verwirrung im holländischen Königshaus. Und Suez. Und Budapest. Und... Gewiß, es hat uns vieles genommen. Gottfried Benn starb. Bert Brecht starb. Walser starb. Mistinguett starb. Und manche Hoffnung starb auch...

Gewiß, es hat uns manches ange-tan...

Und doch:

Ganz im Grunde war es gut zu uns...

Wir haben ein paar Sonnentage gehabt. Wir haben Blumen in unseren Vasen und Gemüse in unseren Kochtöpfen gehabt. Und Fleisch auch. Und immer genügend Brot auf dem Tisch. Und Butter dazu. Und sonntags gab es Kuchen. Und werktags manchmal auch.

Wir haben ein paar schöne Filme gehabt. «Le ballon rouge». «Il Bidone». «Il Ferroviero». «The Wedding-Party». Und manche andere. Wir haben ein paar gute neue Bücher gehabt. Und ein paar große Konzerte. Und ein paar schöne Lieder. Und ein paar gute Theater-vorstellungen...

Und wir haben ein paar gute Stunden gehabt. Mit unseren Freunden. Mit unseren Freundinnen. Mit unseren Frauen. Mit unseren Männern. Mit unseren Kindern...

Das alles sind Dinge, die man unterschätzt, weil sie einem schon so selbstverständlich geworden sind. Sie sind aber nicht selbstverständlich. Sie sind Geschenke. Große Geschenke. Die größten Geschenke... Und noch etwas: Selbst in der Tragödie Ungarn ist noch etwas Tröstliches! Und das ist die Erkenntnis, daß nirgends und nimmer Gewalt, Verbrechen, List, Tücke und Unterdrückung dauern können. Daß schließlich der Mensch immer über das Unmenschliche siegt.

Langsam zwar und arg mühsam, verzweiflungsvoll und quälend langsam und mühsam siegt er. Aber er siegt.

Und das ist das, was uns 1956 gezeigt hat.

Und sein Ende ist in diesem Sinne ein strahlender Beginn!

Beginn eines Jahres, das so gut zu uns sein wird wie wir zu ihm. Denn ein Jahr ist weder böse noch gut und ist weder schlecht noch angenehm.

Nur wir sind es.

Wir sind das Jahr...

Mögen wir ein gutes 1957 sein!